



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

10. Jahrgang

Crailsheim, Weihnachten 1991

Nr. 19

VERGISS DIE TEUREN TOTEN NICHT!
(Th. Körner)



Foto: Georg Junesch, Böblingen

DER TARTLAUER FRIEDHOF (Eingangstor)
Angelegt in den Jahren 1785 – 1798

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

Der Tartlauer Friedhof

Eingesandt von Walter Schmidt, Böblingen

Ein Friedhof ist immer ein Stück Kulturgeschichte. Unser Friedhof bald Vergangenheit. Hier ruhen unsere Ahnen, hier widerspiegelt sich in den alten Familien-Gräbern-Gruften ein Teil der Dorfgeschichte. Hier haben Handwerker verschiedener Generationen gestaltend mitgewirkt. Wenn man an den Gräbern und Gruften entlang geht, kann man Namen lesen, die einst die Geschichte unserer Gemeinde wesentlich beeinflusst haben.

Bis 1785 war der Friedhof im Kirchhof. Pfarrer und Familie wurden in der Kirche vor dem Altar, die Mitglieder des Ortsamtes der Altschaft samt Familie unter den Bänken im Gotteshaus, und die Gemeindeglieder um die Kirche, im Kirchhof beerdigt.

Merkwürdig ist der Grabstein des Pastors Jakobus Jekelius aus dem Jahre 1692, der auch heute noch in der Kirche steht.

In den Jahren 1785 – 1798 wurde auf Magistratsbefehl vor dem Göllnertor der Neue Friedhof angelegt.

1841 wurde die uns Älteren noch bekannte Einzimmerwohnung von Grund auf gebaut samt der Vormauer und dem gewölbten Tor.

1862 wurden fünf Gruften zu den vier bereits vorhandenen gebaut.

1877 weitere Gruften, die Anzahl leider unbekannt.

1974 wurde für den Friedhofsbesorger eine Drei-Zimmerwohnung gebaut, die heute leer steht.

1975 wurden die Hauptwege auf dem Friedhof asphaltiert.

1991 hat der Tartlauer Friedhof 50 Gruften, 448 Gräber und sieben Heldengräber aus dem Ersten Weltkrieg.

In den siebziger Jahren sollte nach einem Beschluß der Kirchengemeindevertretung auf dem Friedhof eine Kapelle – Einsegnungshalle – gebaut werden. Der Plan war schon zu der Zeit nicht mehr vertretbar und wäre trotzdem ausgeführt worden,



doch durch Vorsprache und Einspruch zweier Männer, die mit dem Blick in die Zukunft dieses Vorhaben für sinnlos hielten, wurde der Bau nicht mehr verwirklicht. Daß sie Recht hatten, beweist heute, etliche Jahre danach die Tatsache, daß von unserem einstigen Tartlau immer mehr zerstört wird, verloren geht.

Für wen wäre die Kapelle gebaut worden? Wer würde sie in absehbarer Zeit benützen? Ein jeder von uns weiß die Antwort auf diese Frage! Es sind sonderbare Gefühle, die uns an diesem Ort beschleichen: da stellt man sich die bange Frage: Wie soll es weitergehen, sollen wir unseren Friedhof, wo unsere lieben Toten ruhen, liegen, unseren Besitz freiwillig aufgeben? Wer wird diese Gräber pflegen? Es ist bekannt, daß viele Familien ihre Gräber mit Betonplatten versehen haben, oder bereits betraut haben. Nun gibt es aber viele herrenlos-verwahrloste Gräber! Unseren Toten zuliebe soll hier angeregt sein: Vorschläge an den Vorstand zu schicken, betreffend: Wie soll unser Friedhof weiter erhalten und gepflegt werden! Wir müssen helfen und unser Bestes geben, damit wir nicht vor uns selbst und vor unseren Ahnen erröten müssen!



Ab 1980 begann man die Gräber mit schweren Betonplatten abzusichern
(Foto: Otto Klutsch)



Heldengräber aus dem Ersten Weltkrieg
(Foto: Georg Junesch, Böblingen)



Erinnerungen an Tartlau

von Otto Depner

Denke ich an Tartlau —

dann ist das meine angeborene Heimat.

Schreibe ich über Tartlau —

dann fühle ich mich damit verbunden.

Begegne ich heute einem Tartlauer —

dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein;

dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig

nur in Tartlau gesprochenen harten Mundart...

XIII

Die obligate Konfirmation, gleichsam die Schwelle zum Erwachsenendasein, absolvierte ich zu Ostern 1938 in Kronstadt, und das schon allein wegen der Ersparnis eines neuen Konfirmandenanzuges in einem ausgeliehenen „Flaus“, dem regional üblichen Studentenrock. Der Unterricht zur Vorbereitung auf dieses wichtigste aller Feste im Leben, wurde ungeachtet der Würde in einer sonst unüblichen Art gewechselt, so daß ich im Kreise der Mitkonfirmanden als Außenseiter vor den Altar trat. Mit Rücksicht auf die Verwandtschaft konnte die Konfirmation also nicht in Tartlau stattfinden. Der landesübliche Brauch des „Um-Verzeihung-bitten“ — zur Versöhnung vor dem ersten Heiligen Abendmahl — verlor nun viel von seinem Sinngelalt, denn über meine Jugendstreichle brauchte ich in Kronstadt und Haldsdorf bei niemand Abbitte tun. Es blieb daher nur ein Gang um die Geschenke abzuholen. Die hohe Bedeutung einer Konfirmation äußerte sich auch in Tartlau in der spezifisch siebenbürgischen Eigenart. Die konfirmierte männliche Jugend nannte man „Knechte“, und jeder betroffene Vater als „Herr“ auf dem Hof konnte auf seinen frischgebackenen „Knecht“ nur stolz sein. Außerhalb dieser gewachsenen Gemeinschaft führt das zumeist nur zu Mißverständnissen, da ein Knecht eben als ein landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter angesehen wird. Mein Vormund hatte das Festmahl zu sich ins Haus übernommen. Durch den kurzfristigen Wechsel des Konfirmandenunterrichts war ich auch meinem Konfirmationspfarrer so gänzlich unbekannt geblieben, und so kam es zu einem unschönen Eklat. Ausgerechnet mir wurde als Prüfungsaufgabe ein Gebot zugeteilt, welches so gar nicht zu meiner Situation passen wollte: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren...“ — die es für mich schon längst nicht mehr gab! Widerspruchslos hatte ich das angenommen, und die Familie war entsetzt und verärgert. Das zeitgemäße Konfirmationsgeschenk war eine Taschenuhr. Im Pausenhof der Honterrusschule konnte man sich damit produzieren, wenn beim Er tönen des Klingelzeichens die frischgebackenen Konfirmanden ihre Uhren zückten, um die Gänggenauigkeit zu überprüfen. Da konnte ich nicht mithalten, weil es bei mir nur zu einer billigen Armbanduhr gereicht hatte — und außerdem war mir das langersehnte Fahrrad viel wichtiger gewesen.

Im darauffolgenden Juni standen uns auf dem Gymnasium schwere Prüfungen bevor. Einerseits war es der Schulabschluß mit dem kleinen Bakkalaureat und andererseits mußten wir vor der rumänischen Prüfungskommission gut abschneiden; besonders die rumänischen Fächer von Sprache, Geschichte und Geographie wurden gründlich eingepaukt. Mit dem auf der Honterrusschule erworbenen Wissen konnte man getrost bestehen, und überhaupt genoß man dort eine hochklassige humanistische Bildung und Erziehung von zunächst noch ungeahnter Langzeitwirkung.

Das einfache Landleben in Tartlau erhielt unverhofft eine starke gesellschaftliche Aufwertung. Der Bauernstand erfreute sich großer Hochachtung und der Begriff von Heimerde und Landarbeit wurde damit auch an die Jugend herangeführt. Durch diese Umstände des damaligen Zeitgeistes erschienen sogar viele Stadtleute in der bäuerlichen siebenbürgischen Volkstracht, von denen man diese Verbundenheit kaum erwartet hätte. Es erschien folglich auch die Stadtjugend zum Land-

dienst, wobei das abendliche Sitzen und Schwatzen nach getaner Arbeit eine erfreuliche Bereicherung erhielt. Bald war es augenfällig, wo junge Burschen und vor allem was für Mädels in welchen Familien aufgenommen worden waren. Genau vor diesen Häusern drehten wir mit dem Fahrrad immer enger werdende Runden. Diese ersten Annäherungsversuche mögen noch so plump gewirkt haben, allein die Methode an sich hatte teilweise Erfolg. Das äußerte sich auch darin, daß unsere Frisuren lieblicher wurden. Das bisherige pubertäre „Forschen“ in Hof und Garten verlegte sich fortan auf die Straße und in die „Turnschule“, den Tanzplatz der Jugend, in der Erprobung unsicherer und umständlicher Hofiersuche. Zudem zeigte es sich ganz deutlich, daß der Gemeindesaal nunmehr viel zu klein war und höchstens noch für die sonntäglichen Kinovorstellungen ausreichte. Die Jugend drängte frohgemut in den Raum und somit die ältere Generation auf den seitlich angeordneten Sitzbänken in die Enge. Das eherne Gesetz der Erfahrung, von Beobachtung und auch Aufsicht galt hier immer noch, und heimlich beim Belauschen ihrer Gespräche, konnte man auch erfahren, wer zu wem wohl am besten passen würde. Indessen sang die Jugend unbekümmert: „Laßt doch der Jugend ihren Lauf...“ — und viele Wege verliefen ganz anders als dort „gepespert“ wurde. Der durch innerparteiliche Querelen amtsenthobene Pfarrer blieb zunächst weiterhin im Ort wohnen, doch seine zwangsläufige Zeit der Muße verfiel nicht in Müßiggang, sondern der Zuwendung zur Muße der Musik. Dadurch wurde die Jugend zu Gemeinsamkeiten herangeführt und die Tanzabende erhielten durch Konzerte und Einlagen eine wertvollere Qualität.

Die neuen Vokabeln von Imponiergehabe und herzlicher Begegnung lenkten uns — gemeint ist hierbei der engere Kreis von den vier Jugendfreunden — zeitweise auf eine ganz andere Idee. Wie war das doch damals zu Zeiten der Minne und Ritterlichkeit, sowie der edlen Jagd mit der Falkenbeize? So ein Vogel mußte baldmöglichst her. In der Bastelreihe „Selbst ist der Mann“ gab es über die Aufzucht eines Jagdfalken extra ein Heftchen zur Anleitung. Nach dessen Studium war der dazu notwendige Lederhandschuh die nächste Anschaffung. Nur mit dem Vogel hatte das so seine Schwierigkeiten, obwohl über Tartlau so viele Falken kreisten. Es waren aber nur die kleineren Turmfalken, welche in den Schießscharten der Kirchenburg zuhaufr brüteten und deren man sich vom Wehrgang aus wie in einer Legebatterie bedienen konnte. Schließlich kam ein Jungvogel aus einem Baumnest in die engere Wahl, doch leider war inzwischen die unendliche Geduld dahingegangen, denselben auch fachgerecht abzurichten. Die Sache mit der erträumten Falkenjagd, dem dressierten Vogel auf dem Lederhandschuh, ist aus heutiger Sicht nur noch eine heitere Episode — oder im schlummernden Unterbewußtsein ein geistiges Erbe der einstigen Gründer von Tartlau, eben der deutschen Ordensritter?

Mit dem nagelneuen Fahrrad aus den Geldgeschenken der Konfirmation, stand der schönste aller Sommer bevor. Nach Belieben konnten von nun an alle Badestellen an der Tartel und am Fekete (Schwarzbach) angefahren werden. Jedoch allzubald sollte ich damit in Tartlau nur noch Gastrollen geben. Im Herbst des gleichen Jahres begann schon der Ernst des Lebens. Dieser Einschnitt bedeutete aber auch den Umzug in die Stadt, denn gleichzeitig war der jüngste Sproß der Familie zum Besuch des Gymnasiums herangewachsen. Im Pflichteifer einer bereits begonnenen Tischlerlehre blieb mir das Einpacken des Hausrates, das Zurücklassen von so viel liebgewordenem Kleinkram sowie der Abschiedsschmerz beim Wegzug vom Ort meiner Kindheit erspart.

Der Beginn einer handwerklichen Lehre — sie war für mich wegen einer Freistelle auf dem Gymnasium verpflichtend geworden — war gleichbedeutend mit einer sozialen Einstufung, was ich auch deutlich zu spüren bekam. Ein Gymnasiast galt schon als „Student“, welcher in der staubigen Werkstatt vorzugsweise mit der schmutzigsten Arbeit betraut werden mußte. Mein Traumberuf als Tierarzt konnte nicht in Erfüllung gehen und die Wahl des Tischlerhandwerks war eine Fehleinschätzung — wenn auch mit einer gewissen Hingabe zum Werkstoff Holz. Große Bäume, ein stets nachwachsender Rohstoff, hatten mich schon immer interessiert und die Bretter daraus, sowie die Werkzeuge zur Verarbeitung lernte ich schon während der Sommerferien in

Heldsdorf bei Graef-Großvater kennen, empfand Freude etwas aufzubauen, etwa einen Schemel (Binkeltschen) zusammenzuzinken, oder viel lieber noch Nistkästchen zu basteln. Der Garten der Copony-Grußen in Tartlau hing schon voll davon. Hier übertrug sich also die anerzogene Tierliebe auf den Werkstoff Holz, als ob sich das mit dem Erlernen des Tischlerhandwerks noch steigern ließe. Natürlich wollte ich zunächst auch bei Großvater die Lehre antreten, da er sich gelegentlich beklagte, daß von seinen zahlreichen Enkeln noch niemand Tischler werden wollte, nur mein Ansinnen lehnte er wegen seines Alters von 84 Jahren ab – und überhaupt galt dieser Beruf auf dem Lande als „Trunnebutzer“. So suchte Walteronkel nach einer Meisterwerkstätte in der Stadt, zudem konnte ich vorerst auch bei ihm wohnen. Die Werkstatt befand sich in Bartholomä. Für die Wegstrecke von fast 4 km mußte man schon kräftig in die Pedale treten, morgens aus Zeitdruck und abends wegen der Steigung in die obere Vorstadt. Meine Erstausrüstung war eine blaue Leimschürze, Meterstab und Bleistift, sowie ein kariertes Arbeitshemd mit Ärmeln zum hochkrempeln.

Da schon ein Lehrling mit gleichem Vornamen da war, wurde für mich eine Umbenennung notwendig. Zum Glück konnte ich zwei Vornamen vorweisen, aufgrund eines üblichen Brauches, daß vorausschauende Väter ihre Söhne auf zwei Vornamen taufen ließen; einen guten deutschen Vornamen und einen in die Landessprache leicht übersetzbaren. Das hatte seinen Vorteil, um später etwa beim Militär nicht so sehr als Deutscher aufzufallen. Nun mußte also mein zweiter Vorname Ernst herhalten (bei den Rumänen wäre ich der Ernesto und bei den Ungarn der Ernő gewesen).
Fortsetzung folgt

Wo schnelle Wasser fließen

*Wo schnelle Wasser fließen,
Dort wurden wir geboren.
Das Leben zu genießen,
Dazu sind wir erkoren.*

*Mit Koffern in den Händen,
Nach vielen, vielen Jahren –
Sind wir bereit zu wenden,
Den Weg zurück zu fahren.*

*Verzeiht uns liebe Väter,
Daß wir die Heimat lassen. –
Wir hören Euere Stimmen,
in allen, allen Gassen!*

von Michael Thiess (jun.)
gedichtet im Lager in Rastatt am 14. Juni 1991

Unvergeßliche Jahre der Zwangsarbeit in Rußland

Erinnerungen von Anna Kaufmes, geb. Kaul (Böblingen)



Foto: Anna Kaufmes (Kaul), Böblingen



Eingesandt von Johann Kaiser, Augsburg

Mein Heimatdorf Tartlau in Siebenbürgen war ein schönes Dorf. Es liegt etwa 18 km von Kronstadt entfernt.

13. Januar 1945: Alle deutschstämmigen Frauen bis zu 35 Jahre, alle Männer bis zu 45 Jahre und alle Mädchen und Jungen über 18 Jahre wurden nach Rußland verschleppt. Die Kinder der verschleppten Mütter blieben bei den Großeltern oder Verwandten.

In aller Frühe klopfte jemand an unser Tor. Es waren ein rumänischer und ein russischer Soldat. Einer sagte zu meiner Mutter, daß sich alle Kinder über 18 Jahre im Rathaus melden sollen. Ich war damals 21 Jahre alt. Meine Mutter erklärte ihnen, daß der Sohn Soldat in Jasi sei, der Aufenthalt der Tochter sei ihr im Augenblick nicht bekannt. Darauf drohten die Soldaten den Ehemann mitzunehmen. Der rumänische Soldat hatte eine Liste und las vor, was wir mitnehmen dürfen: Essen für ein paar Tage und warme Kleider.

Mein Vater und ich hatten uns im Stall neben dem Büffel versteckt. Da kam meine Mutter und rief: „Kommt heraus, Anni muß

weg!“ Ich packte meine beiden Koffer mit ein paar Lebensmittel und Kleider. Meine Mutter packte mir einen Bauernsack mit Steppdecke, Überzug, Kissen, Leintuch und Strohsack sowie eine Weste (Brustlatz) aus Lammfell.

Im Rathaus wurden wir namentlich aufgerufen und kamen mit unserem Gepäck in ein Lastauto. Dabei läuteten die Glocken unserer Heimatkirche. Es war ein trüber Tag. Ich verabschiedete mich mit schwerem Herzen von meinen Eltern. Meine Mutter gab mir einen Spruch auf den Weg mit: „Sing, bet, und geh auf Gottes Wegen.“ Dabei liefen Tränen über ihre Wangen.

In Kronstadt am Bahnhof angekommen, stiegen jeweils 35 Personen in einen Viehwaggon, ohne daß dabei der Boden betreten wurde. Als sich nach ein paar Stunden der Zug in Bewegung setzte, wußte niemand, wohin die Fahrt geht. Unsere Notdurft mußten wir hinter einer vorgehaltenen Decke verrichten. In Ajud wurden wir umgeladen und dabei erhielten wir Konserven, Speck und Brot. Ein rumänischer Soldat sagte uns, daß uns eine lange Reise bevorsteht. Nach zwei anstrengenden Wochen

kamen wir in ein Kohlegebiet in Dombas bei Voroschilofgrad an. Das Lager war in der Nähe vom Bahnhof. Es waren Baracken mit kleinen Fenstern, die man nicht öffnen konnte. Wir schliefen auf Doppelpritschen. Ich war froh, daß ich meine Steppdecke dabei hatte. Zusammen mit meiner Cousine Kläri Rosenauer (Schmidt) wärmten wir uns ganz gut beim Schlafen, jedoch ließen uns dann Läuse und Wanzen auch in der Nacht keine Ruhe mehr finden. Nach einer Woche wurden wir der Arbeit zugeteilt. Wir waren 10 Personen und bekamen einen Wagen oder Schlitten. Diese mußten wir in die Stadt ziehen, um Lebensmittel für eine russische Küche zu holen. Die Arbeit war durch den ununterbrochenen Schneefall sehr erschwert. Als der Winter vergangen war und das Frühjahr nahte, wurden ca. 20 Tartlauer Frauen auf den Kolchosen eingeteilt. Wir gingen jeden Tag mehrere Kilometer über dieses verwüstete Land zu Fuß. Dabei mußten wir die Disteln mit bloßen Händen abbrechen, zu kleinen Haufen zusammenlegen und anzünden. Dann mußten wir jeden Tag 100 qm mit dem Spaten umgraben. Darauf pflanzten wir unter Bewachung Kraut und Kohl an. Morgens um 5 Uhr wurden wir geweckt. Wir bekamen zwei Mahlzeiten pro Tag, Gurken oder Graupensuppe. Bevor wir zur Arbeit gingen, mußten wir antreten, wurden abgezählt und mußten ein Lied singen. Der Russe verstand die deutsche Sprache nicht und wir konnten ihn nicht verstehen. Es war ein sehr hartes Leben. Wir mußten unsere Arbeit bei jedem Wetter verrichten.

Die Kirschbäume standen in voller Blüte. Als die Kirschen reif waren und wir eines Tages vom Kolkos heimgingen, nutzte meine Schulfreundin Ilse Preidt währenddessen die Gelegenheit und schwamm im Evaskostüm über den Fluß und ließ sich dann am Ufer die Kirschen schmecken. Sie warf auch uns welche herüber und dabei dichteten wir ein Lied:

*„Ganz einsam und verlassen am Kohlenberg ich stand
und statt dem Edelweiß einen Kirschenbaum ich fand.
Ich konnt nicht widerstehn und pflückt die Kirschen ab
und senkt sie voll Vergnügen in meinen Magen hinab.
Hier ist kein Edelweiß, außer Kirschen nur Flöh und Läuse.
Holari, diholala halaridio.“*

Die Tage vergingen. Ich kann die Zeit nicht vergessen. Am 1. August wurde ich der Kohlenarbeitergruppe zugeteilt. Die Frauen mußten die gleiche Arbeit wie die Männer verrichten. Mit dem Aufzug fuhr ich 200 Meter tief bis zur Kohlengrube. In der Grube gab es auch manchmal einen Unfall. Wer wie ich unter Tage arbeiten mußte, bekam 1,2 kg Brot pro Tag, Suppe, zusätzlich noch ein wenig Graupen oder Fisch. Wer über Tage arbeitete, erhielt nur 500 Gramm Brot. Wenn wir von der Arbeit müde ins Lager kamen, war der erste Gang in die Küche. Ganz schwarz im Gesicht vom Kohlenstaub gingen wir nach dem Essen baden. Dann sangen wir gemeinsam das Lied:

*„Der Bergmann, der kommt vom Schacht, vom Schacht,
ganz müde und matt bei Tag, bei Nacht.
Gleich rennt er zum Schalter, mach auf, mach auf.
Die Suppe her, Fräulein, ich wart schon darauf.
Die Küchenfee öffnet und spricht und spricht,
von welcher Brigade, die Schicht, die Schicht.
K 7, 5 bis und Stalino 2
ach Fräulein bring schnell doch die Suppe herbei.“*

Ich arbeitete in 3 Schichten. Als der Winter kam, erhielten wir wattierte Kleider, in denen man den eiskalten Wind nicht spürte. Auch hatten wir eine Mamka (Mutter). Nach der dritten Schicht brachten wir ihr ein großes Stück Kohle, das wir zur Seite gelegt hatten, mit. Dafür gab sie uns etwas zum Essen. Ich war der Mamka dafür sehr dankbar.

Im Lager waren auch viele Handwerker. Auf einem gemauerten Ofen im Hof konnten wir im Sommer gut kochen. Es gab dabei manchmal Streit, denn jeder wollte seinen Topf in die Mitte der Platte stellen. Das so gekochte Essen hat uns allen immer sehr gut geschmeckt. Es war jedoch viel zu wenig für unsere harte Arbeit. Viele Leute magerten ab. Es gab viele Rheumakranke. Viele starben, vor allem Männer.

Unser Pfarrer, Herr Otto Reich, hielt sonntags für uns einen Gottesdienst ab. Wenn jemand Geburtstag hatte, brachten unsere Sängerinnen ein Ständchen. Dafür gab es Pallukes-Torte und Kirschen.

Im Juli 1945 erhielt ich von meiner Mutter meinen ersten Brief. Sie gratulierte mir zum Geburtstag und schilderte mir, wie sie zu Hause in der Kirche Muttertag gefeiert hatten. Herr Pfarrer Reich las den Brief allen Tartlauern vor. Es war für alle eine große Freude, denn dabei erfuhren wir viele Neuigkeiten aus unserer Heimat.

An Weihnachten 1945 fuhr der erste Krankentransport nach Hause. Auch unser Pfarrer, Herr Reich, war dabei.

Zu Weihnachten versammelten wir uns mit einem Tannenzweiglein in der Hand und sangen unsere Weihnachtslieder. In Gedanken waren wir bei unseren Lieben in der Heimat.

Als nach den kalten Wintermonaten das Frühjahr nahte, hatten auch wir die Hoffnung, daß wir bald nach Hause dürfen. Doch es vergingen noch fünf Jahre. Dabei war ich in drei Lagern.

Endlich im Oktober 1949 konnten wir das stacheldrahtumzäunte Lager Nicanor verlassen und freuten uns auf unsere Heimat.

Doch wir glaubten kaum sie je wieder zu sehen. Nach der Grenze, in Sighetul Marmatiei, wurden wir dann auf freien Fuß gesetzt. In Baia Mare lösten wir die Fahrkarten. Am Kronstädter Bahnhof erwartete mich mein Bruder Christian. Zusammen fuhr ich nach Tartlau, wo meine Eltern sehnsüchtig auf mich warteten. Es war ein freudiges Wiedersehen nach fünf langen Jahren. Es war der 16. Oktober 1949.

Im Gespräch

Laut „Tartlauer Blatt“ Nr. 16, Seite 7, links unten, Überschrift: „Im Gespräch“, wird ein sehr wichtiges Problem angesprochen, wobei es sich um die Rechte und Pflichten der Mitglieder unserer Nachbarschaft einerseits, und um die nicht zustehenden Rechte bei nicht eingerichteten Tartlauern andererseits, handelt.

Es gibt, und das möchte ich gleich anfangs betonen, keinen Verein, sei das nun in der Bundesrepublik oder in unserer alten Heimat, wo es für die „Einen“ nur Pflichten und für die „Anderen“ nur Rechte gibt.

In unserem Fall handelt es sich um Nichtmitglieder, die in Genuß verschiedener Rechte kommen, Rechte, die aber nur einem Mitglied zustehen.

Es ist ja sicherlich nichts Neues, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß jeder, soweit er von der Nachbarschaft bestätigt wird, ordentliches Mitglied werden kann, und dann durch die Bezahlung des Jahresbeitrages – jetzt 12 DM – Mitglied mit vollen Rechten und Pflichten wird.

Meinem persönlichen Ermessen nach, kann ich dem im „Tartlauer Blatt“ gemachten Vorschlag i. S., daß Nichtmitglieder bei unserem Treffen einen Eintrittspreis von 24,- DM zu entrichten haben, nicht zustimmen, da ich davon ausgehe, daß es sich hier um das **Treffen aller Tartlauer** und Dazugehöriger handelt (Mit- u. Nichtmitglieder), mit **vorhergehendem Vergleichstag**. Nun sind ja einige von uns, die lediglich wegen des Treffens kommen, denn ein jeder von uns hat ja das Verlangen nach zwei Jahren oder auch mehr, sich wieder einmal mit einem guten Freund oder mit einem gewesenen Nachbarn zu sehen.

Eben deswegen benötigt es eine Nachbarschaft die die richtigen Schritte in die richtigen Wege leitet, uns in unserer Gemeinsamkeit in Freud und Leid zusammen bindet und uns nicht letzten Endes unsere Treffen vorbereitet, und auf ein gutes Gelingen derer sorgt.

Daher glaube ich und ich bin der Überzeugung, daß auch die meisten Tartlauer – bis jetzt noch nicht Mitglied – dem **Mitgliedsbeitrag** dem der Mehrzahlung von 24,- DM, bevorzugen. In diesem Sinne schlage ich folgendes vor:

Ab 1. Januar 1991

- sollen alle Mitglieder im Besitz eines Mitgliedsausweises sein;
- soll der Jahresbeitrag 15,- DM statt bis jetzt 12,- DM betragen;
- soll der Eintrittspreis 5,- DM bei Mitgliedern, bis jetzt 10,- DM betragen;
- soll der Eintrittspreis 15,- DM bei Nichtmitgliedern, bis jetzt 10,- DM betragen.

Begründung:

- bis jetzt war der Durchschnitt von 2 Jahren:
 $12 + 12 + 10 = 34 : 2 = 17,-$ DM
- jetzt ist der Durchschnitt von 2 Jahren:
 $15 + 15 + 5 = 35 : 2 = 17,50$ DM
- Mit der Mehrzahlung von 0,50 DM könnte man in kurzer Zeit die Kosten der Ausweise decken.
- Aus oben angeführten Daten ist ersichtlich, daß der Eintritt in die Nachbarschaft lohnt, da auf Grund des Ausweises beim Treffen nur noch 5,- DM gezahlt werden muß.

Ich bin der festen Überzeugung, daß der Vorstand die oben angeführten Probleme im Sinne unserer Nachbarschaft prüfen und lösen wird.

Johann Junesch, Nürnberg

EIN FAST VERGESSENER BRIEF

Eingesandt von Werner Schunn, Böblingen

Schluß

In Paraguay angekommen stand ich mit leeren Taschen auf dem heißen Pflaster Asuncions, mein Gaul war unterwegs liegen geblieben, mein Gepäck mußte ich mir nachschicken lassen. Ich ging auf gut Glück in eine Kolonie, arbeitete dort drei Monate lang und wollte mich dort ansiedeln, denn Land gab es gratis und der Boden war gut. Ich mußte aber einsehen, daß es ohne Frau nicht möglich sei zu kolonisieren, jedenfalls in dem dortigen Stil. Ich suchte weiter und war eines Tages wieder in Asuncion, ohne jedoch Arbeit zu finden.

Einige Tage lang sah ich mir Asuncion an, eine Stadt von etwa 100.000 Einwohnern, ich hatte ja etwas Geld, und suchte, suchte. Die Stadt ist eine Jesuitensiedlung. Sie wissen doch, Herr Lehrer, daß in Paraguay 200 Jahre ein blühendes Jesuitenstaatswesen kommunistischen Stils existierte? Spanische Herrschgier zerbrach dieses Kulturwerk. Heute noch findet man mitten im Urwald machtvolle Klöster- und Kirchenruinen aus jener Glanzzeit. Die Stadt blüht rasch auf. Es gibt moderne Bauten, ein guter Hafen wurde mit nordamerikanischem und englischem Kapital ausgebaut, wie überhaupt diese beiden Gegner Deutschlands immer noch an Wirtschaftsmacht in Südamerika gewinnen. Den Corso beleben in den Abendstunden wenn die Hitze sinkt, elegante Frauen, deren Toiletten an den Kurfürstendamm Berlins erinnert. Doch ich durfte nicht nach schönen Frauen sehen, sondern mußte machen, daß ich Arbeit finde.

Ich hatte Glück, auf einer Estancia, das ist ein Viehbetrieb, brauchte man einen Verwalter oder so was ähnliches. Ich griff zu, obwohl die Bezahlung gering war. Ich hatte Familienanschluß, die Leute waren deutsch-böhmische Gutsbesitzer und hatten die Estancia gepachtet. Mehrere Monate habe ich dann dort gearbeitet, mit dem Pflug, mit der Egge, mit der Scheibenegge, alles mußte den eingeborenen Arbeitern eingetrichtert werden, alles war ihnen neu. Vor dem Sack'schen Wendepflug fürchteten sich die Ochsentreiber. Es war nicht leicht. Dabei verging fast kein Tag, an dem ich nicht im Sattel war. Ich bin viel in der Gegend herumgekommen, bin mit den einfachen Arbeitern wie mit den Estanziabesitzern in Berührung gekommen, und Herr Lehrer, das Resultat dieser Beobachtungen ist: Nie wird Paraguay durch seine einheimische Bevölkerung hochkommen, das Volk ist degeneriert, entartet und hat alle Arbeitslust verloren. Um die Hütten wird ein Stück Land gerodet, angepflanzt was man zum Leben braucht, Mais, Manioka (eine Wurzelfrucht), Bataten und etwas Baumwolle und Tabak für den Verkauf. Dann sind die oft riesigen Orangenhaine aus früheren Zeiten, die ein energischer Diktator anpflanzen ließ, die den Lebensunterhalt des Paraguayer sehr erleichtert. Die Menschen sind sehr anspruchslos, abgesehen von der Kleidung der besseren Schicht. An diesem heutigen Umstand und dem Zustand des Landes trägt viel der tragische Ausgang des Krieges von 1865 - 1872 bei, den der Diktator Lopez seiner Frau zullebe, sagt man, gegen Argentinien, Brasilien und Uruguay führte, und der 9 Zehntel der Bevölkerung vernichtete. Seit jener Zeit liegt das Land nieder, wie brach, das man einst und heute auch, ob seiner Fruchtbarkeit, den Garten Südamerikas nennt. Schuld tragen auch die ewigen Revolutionen, die in kurzen Abständen, wie in allen lateinamerikanischen Staaten, kommen; es fehlt die Eisenhand eines Diktators an Stelle der schlaffen Zügel des Parlamentarismus. Paraguay ist etwa so groß wie Deutschland und hat knapp eine Million Einwohner, davon 50.000 wilde Indianer im Chaco und den Bergen. Zwei Drittel ist Wald mit vielen wertvollen Hölzern, ein Drittel ist Weide, Steppe mit oft sehr guten Gräsern, die sich aber noch verbessern lassen. Der Boden ist gut, teilweise roter Lehm und Ton, teilweise sandiger Humus, von den Bodenschätzen ist noch nichts gehoben worden, und man weiß gar nicht was die rote Erde alles birgt. Die Fruchtbarkeit ist enorm, das Klima außer Oktober, November, Dezember, Januar, Februar, die heiß sind, erträglich angenehm und sehr gesund.

Verschiedene Krankheiten sollen schon geheilt worden sein wie Lunge, Niere usw. Aber Menschen fehlen diesem weiten Raum, zwei kommen auf den Quadratkilometer, und in Europa sitzen sie wie die Bienen übereinander und bald fehlt auch die Luft zum Atem schier. Und deutsche Menschen können hier eine Zukunft finden, eine Heimat. Aber Deutschland, diese armselige Republik zersplittert ihre Kräfte in inneren Kämpfen und läßt andere Völker sich auf dem Erdball ausdehnen, bis einmal kein Platz mehr da ist.

Was könnte eine vom deutschen Staat organisierte Kolonisation hier erreichen? Man sieht im Land den Deutschen gern, da er meistens gutes Kolonistenmaterial abgibt. Wie in Paraguay im Kleinen, so wütet in ganz Südamerika der Kampf um die Hegemonie. Heute macht man ohne Annexion oder Armee Kolonien, sondern mit Geld. Mit Geld kauft man die Seelen viel eher als mit Blut.

Und England und die USA ringen um die finanzielle Alleinherrschaft auf dem Kontinent. Aber Deutschland, mit seinem überzähligen Menschenmaterial könnte in den Kampf eintreten, aber die Schachspieler der Republik machen Bücklinge vor den Feindmächten anstatt für das Volk zu sorgen. Aber nicht politisieren will ich, sondern zum Schluß kommen.

Nach Weihnachten kam ich von der Estancia hierher, auf den Besitz eines deutschen Kaufmanns, der mir den Vorschlag machte mit ihm gemeinsam eine Hühnerfarm und Bienenzucht einzurichten. Ich sagte zu, weil ich unabhängig arbeiten wollte und weil die Aussichten für ein derartiges Unternehmen hier günstig sind. Das Land hat ein Ausmaß von 500 Hektar, auf der Grasfläche weiden etwa 100 Kühe und Pferde, doch wollen wir später auch mit Milchwirtschaft was anfangen. Nur ist all dies furchtbar schwer für den Einzelnen und geht langsam vorwärts. Dabei muß alles aus einer Art Wildnis herausgestampft werden. An einem Wasserloch für eine Windpumpe habe ich fast 14 Tage gearbeitet, weil mir der leichte Boden immer einrutschte. Anfang Juli will ich eine größere Zahl von Melonen pflanzen, die dann im Dezember reifen und gerne gekauft werden, ebenso ein gutes Hühnerfutter abgeben. Mais und Manioka als Hühnerfutter wachsen sehr rasch, wie ja alles in unheimlicher Üppigkeit hier wächst, nur bedarf es der nötigen Pflege. Bienenzucht wirft auch gute Erträge, denn die Tracht ist das ganze Jahr hindurch. Herr Lehrer, auf diesem Gebiet möchte ich einen Teil Ihrer Erfahrungen besitzen, dann wäre ich froh, aber so werde ich noch Lehrgeld zahlen müssen und recht tüchtig. Bienen gibt es hier glaube ich 5-6 Arten, die europäische auch, eine nordamerikanische und die kleinen Waldbienen, von denen eine Art schwarz ist und tiefbraun, aber guten Honig abgibt. Bienen kosten, ein Volk mit Honig 40 - 50 Peso, ein kg Honig 10 - 20 Peso (1 Peso = 4 Lei). Ganz primitiv werden die Bienen gehalten, einfache Kisten, ohne Rahmen, voller Löcher. Viel an Blüten bieten die Wälder mit ihren Bäumen und Sträuchern, und der Honig ist sehr schmackhaft. Wir hoffen, unser Unternehmen kommt zum Klappen und entwickelt sich günstig. Aber Schweiß wird es kosten, viel und schwerste Arbeit, Entbehrung und Verzicht auf manches. Aber es muß gelingen, so oder so!

Auf dem Land hier wohnen noch zwei hiesige Familien, eine von diesen Frauen kocht und wäscht mir, doch muß man beim Essen oft die Augen zumachen und tüchtig hungrig sein, sonst könnte man vom Anschauen schon satt werden. Hungrig bin ich nun immer und da rutscht auch manches hinab, was ein schönheitsdurstiges Auge nicht sehen darf. Junggesellendasein ist ganz schön, frei und ungebunden, aber, es ist ein „aber“ dabei, Frauenhände sind doch in so vielen Dingen des täglichen Lebens viel geschickter, als wir, oft unbeholfene Männer. Aber weiße Frauenhände sind hier selten und dann eignen sich nicht alle für jeden. Somit heißt es auch mit dem braunen Ersatz, beziehungsweise Hilfe auskommen, bis einmal andere Zeiten kommen. Arbeiten, essen und schlafen — aber letzteres nicht zu reichlich, denn ich huldige dem Grundsatz: Die Zeit, die man nicht schläft, heißt dem Tode abgewinnen! Stehe ich in der Früh aus meiner Hängematte auf, so hat mein Boy, ein brauner Schlingel von 14 Jahren, schon Wasser aufs Feuer gesetzt und dann wird der grüne Tee, genannt Jerba mate, getrunken — er ersetzt das oft fehlende Gemüse — und dann geht es an die Arbeit.

Steht die Sonne über den nahen Hügeln, so frühstücke ich frischgemolkene Milch und warme Manioka — sie sind schmack- und nahrhafter als Kartoffeln und bilden die Hauptnahrung der hiesigen Bevölkerung. Nach dem Frühstück kommt wieder die Arbeit bis die Sonne heiß scheint, das ist gegen 11 Uhr, da höre ich auf, denn es ist eine Temperatur von über 40 Grad. 12 Uhr ist Mittagessen, entweder Fleisch oder anderes, aber immer Manioka und ein Töpfchen — denn Tassen gibt es keine — Milch. Gegen halb 3 Uhr (ist es bewölkt auch früher) geht es wieder an die Arbeit, bis die Sonne verschwunden ist. Dann baden, frisch anziehen und Abendbrot — entweder Eier, Käse oder ein Suppenbrei aus Maismehl, beziehungsweise Schrot. So ist die Kost jeden Tag, etwas einseitig, dafür esse ich aber viel Obst. Solches gibt es schmackhafte und viele Sorten, wie Ananas, Bananen, Mango, Granaten, bald kommt die Apfelsinenzzeit, ebenso die Mandarinen, Melonen

werden viel gefuttert. In sonntäglichen Mußbestunden braue ich mir einen Kaffee. Sonntags bin ich mit Hunden und Luchse viel in den Wäldern, bringe auch manches eßbare Wild heim. Unter anderem gibt es da eine Eidechsenart bis eineinhalb Meter lang, die sehr gutes zartes Fleisch hat, die aber die Kugel braucht, Schrote flitzen am Panzer ab.

So vergeht die Zeit wie im Fluge, in einer Woche ist es ein Jahr, daß ich Südamerika betrat, und was liegt nicht alles in dieser Zeit? Aus dem Hörsaal in die Wildnis verschlagen und sich hier von Grund auf, ohne Mittel eine Existenz schaffen, ist nicht leicht — schon steht meine Bude und anderes wird schon auch kommen. Alles, was ich bisher tat, alle Wege, die ich gegangen bin, ich würde es nochmals tun, niemals will ich das Schicksal anklagen. Denn unser Schicksal ist ja stets nur Nachklang unseres Charakters, unserer Eigenschaften, unserer Schwächen und Fehler. Nur für das, was die Menschen Seele nennen, fehlt manchmal Nahrung, aber auch das wird hinabgebissen und als Medizin die Arbeit gesucht. Die Natur bietet auch hier viel Schönes, wie überall, nur muß man es sehen wollen.

Sehr geehrter Herr Lehrer, ich will mit all diesem nicht das Loblied dieses Landes singen, um etwa Leuten in der Heimat — ich habe mehreren Menschen geschrieben — die Heimat abspenstig zu machen und über das Meer zu locken. Solches liegt mir fern, aber diejenigen, die fort müssen und wollen und ihren Weg ziellos wählen, die möchte ich hierher rufen. Gehen doch hunderte aus unserem Volke übers Meer und was geschieht mit ihnen? Sie gehen auf in fremder Umgebung, sind nicht mehr deutsch. Ich traf in Buenos-Aires elf Männer aus einem Dorf, ich glaube es ist Groß-Zepling, die alle ohne Arbeit dastanden, aber Geld verdienen und auch heimschicken wollten. Wo mögen diese sein, ich habe nichts mehr von ihnen erfahren können. So wird es mit so vielen gehen. Aber hätte ich einen Großteil hier, so sollten sie das bleiben, was sie sind. Doch all dies sind Zukunftsträume, höchst wahrscheinlich unerfüllbar und ich werde der Einzige sein, der um Anerkennung bei der umgebenden Fremdheit ringt.

Heute ist in dem eine Reitstunde von hier entfernten Dorf Patronatsfest, Spiel, Tanz, Prozession und dergleichen mehr. Ich wurde von dem deutschen Kaufmann, mit dem ich zusammenarbeite, eingeladen, sagte aber ab, ich würde mich nicht wohlfühlen in der mir fremden Umgebung. Ich habe bis zum Frühstück gearbeitet, nachher Briefe geschrieben. Die Temperatur ist heute wie gestern ganz angenehm windig gewesen, so daß ich auch die Mittagsstunden durch unter dem Wellblechdach schreiben konnte, was sonst nicht der Fall ist. Wahrscheinlich kommt die Nacht ein Gewitter, es ist eh Mondwechsel und da braut sich gerne solches zusammen. Wissen Sie wie ein Gewitter hier aussieht?

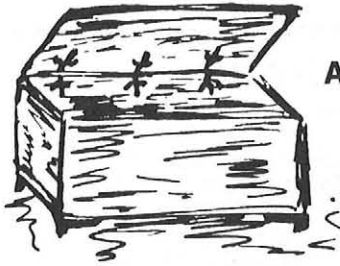
Urplötzlich ballen sich pechschwarze Wolkenmassen am Himmel, aus nichts kommen sie, ein Donnerschlag folgt, daß einem das Hirn unter der Schädeldecke betäubt rattert. Dann eine grelle Helle, die einen in die Augen sticht, ein Krachen als splittre die Welt auseinander. Und Wasserfälle, Wogenstürze, wie Trommelwirbel rasselt der Regen aufs Dach. Ein Meer bricht aus den Lüften herab, es heult und pfeift und johlt ringsum, als ob die Hölle alle ihre sagenhaften Ungeheuer auf Seelenfang ausgespien hätte. Immer höher, immer spitzer kracht es, jetzt gibt es keine Intervalle der Dunkelheit mehr, jetzt schießen Feuerschlangen, alle Farben des Prisma braun-rot, grün, orange, violett. Es knattert wie Maschinengewehre und brüllt wie Trommelfeuer. Ein unirdisch hellblaues Licht flammt auf, im Urwald stürzen morsche Baumriesen, das Unterholz kreischt zu Tode getroffen auf und die Einschläge knallen ins grüne Holz. Ich erlebte solches in der Sylvesternacht, als ich zu einem Freund „feiern“ ritt und dachte die Welt um mich geht in Scherben. Urplötzlich blinken dann die Sterne und die Wucht des Tropenunwetters ist wie weggeblasen. Die Luft ist gereinigt und die Erde hat schwere Mengen von Stickstoff empfangen und spendet Nahrung in Fülle allem was grünt. Vielleicht können Sie sich, sehr geehrter Herr Lehrer, einigermaßen ein Bild aus all diesem Geschreibsel machen.

Mit bestem Gruß, auch an Ihre Familie Ihr M. Rosenauer

Erstes Jahrgangstreffen!

Der Jahrgang 1935 und 1936 wird sich zusammen mit den Ehepartnern am 23. und 24. Mai 1992 in Neuhaus bei Crailsheim treffen!

Euer Misch Trein



An der Trun fanden . . .

Als der Szeklerstuhl Sepsi im Jahre 1415 ein Landgebiet an Brenndorf verkauft, ist als Zeuge auch der Hann von „Tartlaw“ anwesend.
Ub. III-1775-665 (Schunn)

HANS BRUSS

geboren am 13. August 1920 in Tartlau
gestorben am 29. Oktober 1991 in Herrenberg



Eltern: Johann Bruss und Anna, geb. Rosenauer
Tartlau, Göllnergasse Nr. 578 (1004)
als zweites Kind von acht Geschwistern
(Bruder Willi starb im Alter von 7,5 Jahren im Mai 1931)

Hans Bruss besuchte die Volksschule in Tartlau, nach Abschluß derselben absolvierte er die zweijährige Ackerbauschule in Marienburg. Diese Ausbildung diente als Vorbereitung auf den späteren Beruf als Landwirt. Er liebte die Arbeit in der freien Natur, in Feld, Hof und Garten und war allen Neuerungen auf diesem Gebiet recht aufgeschlossen. Mit dem neu erworbenen Wissen war er eine gute Stütze auf dem elterlichen Hof, den er später einmal übernehmen sollte.

Schon in früher Jugend war Hans Bruss ein pflichtbewußter Mensch und am Gemeinwohl sehr interessiert. So wirkte er mit großem Interesse auch bei der Jugendarbeit mit. Leider machte der Krieg manchen Plänen ein jähes Ende. Nach der Ausbildung beim rumänischen Militär wurde er zur deutschen Wehrmacht überstellt, wo er den Krieg bis zum Ende miterlebte.

Nach der darauf folgenden Entlassung konnte er nicht mehr in seine geliebte Heimat und zu seinen Angehörigen. So kam er bis nach Österreich, wo er noch Verwandte und Landsleute wiederfand, die das gleiche Schicksal traf.

Hans Bruss arbeitete in Österreich bis zum Jahre 1960, zuerst in der Landwirtschaft und später bei der Industrie. Anschließend ging er für fünf Jahre nach England, wo er u. a. auch seiner Lieblingsbeschäftigung, als Gärtner, nachgehen konnte. 1965 nach Deutschland zurückgekehrt, fand er bei einer Bank Anstellung. Pflichtbewußt wie immer, führte er diese Tätigkeit, bis zu seinem Ausscheiden als Frührentner aus.

Hans Bruss war jahrelang als ein hilfsbereiter Mitarbeiter der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen — Kreisgruppe Böblingen — tätig. Bei der Gründung der Tartlauer Heimatortsgemeinschaft (9. Tartlauer Nachbarschaft) zählte er zu den Ersten, die sich zur Mitarbeit zur Verfügung stellten. Von der Gründung bis Oktober 1990 war er Kassier und bis zu seinem Tode Beisitzer im Vorstand der Nachbarschaft.

Mit Hans Bruss ist ein Stück gelebtes Tartlau und Landsmannschaft ins Grab gesunken. Wir Tartlauer werden Seiner in Ehren halten.

Der Vorstand

Nachbarvater Trein würdigte in einer Grabrede das Schaffen und Wirken des Verstorbenen und legte zusammen mit Nachbarvater Stellvertreter Schmidt einen Kranz mit der Schleife blau und rot nieder.

OTTO REICH

unserem lieben Pfarrer i. R. zum Gedenken!



Ein tapferes Kämpferherz für das Wort Gottes hat aufgehört zu schlagen! Es ist heimgekehrt zu seinem Vater, zu dem, dessen Wort er unerschrocken aus einem tief gläubigen Herzen gepredigt hat! Zu jeder Zeit und an jedem Ort, ja selbst im Feuer der Granaten und Kugeln des Zweiten Weltkrieges, wo er sich als Kriegspfarrer bei allen, die ihn kannten, abgesehen von der Nationalität, großen Dank und Ehre erworben hat! Am besten kennzeichnen das wohl die Worte eines rumänischen Verwundeten im Lazarett: „Preostul vostru este un inger“ (Euer Pfarrer ist ein Engel)! Doch davon später.

Unsere schöne alte Heimatgemeinde Tartlau war ohne Pfarrer geblieben, denn der amtierende Pfarrer, sowie auch einige Lehrer, hatten das Rundschreiben Nr. 924 des Landeskonsistoriums nicht unterschrieben und wurden demnach aus dem Dienste entlassen, denn dieses Rundschreiben untersagte allen kirchlichen Angestellten jegliche politische Betätigung. Der in Deutschland herrschende Nationalsozialismus hatte auch unser siebenbürgisches Völkchen völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Die politischen Zwistigkeiten gingen so weit, daß sich Familien entzweiten und Geschwister sich verfeindeten. Unter den Leidtragenden nach dieser Situation war leider in großem Maße auch die Kirche. Am Sonntag blieb sie immer leerer, bis schließlich außer dem Predigerlehrer und den übrigen Lehrern niemand mehr kam. Ja, ich schäme mich nicht es zu sagen, daß wir drei jungen Lehrer mit der Badehose unter dem Arm warteten bis ausgeläutet war, dann ging der Predigerlehrer nach Hause und wir ins Dorfbad.

Die Wende kam 1939 mit der Wahl des neuen Pfarrers **Otto Reich!** Das Presbyterium hatte den Stadtprediger von Schäßburg, Otto Reich, aufgefordert, sich um die ledige Pfarrstelle in Tartlau zu bewerben. Er tat es und wurde zum Pfarrer von Tartlau gewählt!

Zu seiner Präsentation ritt ihm ein Reiterbanderium an den Gemeindegatter entgegen, wie das so üblich war. Die Männer im Kirchenrock und die Pferde, geschmückt mit schönen Decken, welche das Tartlauer Marktzeichen trugen. Rektor Schoppel, der einen eigenen Wagen hatte, brachte den neuen Pfarrer. Am Dorfeingang erwartete den Zug die Blaskapelle und die Bürger und Schulkinder bildeten Spalier bis zur Kirche, wo der Kurator als symbolische Handlung dem neuen Pfarrer den Kirchenschlüssel übergab. So kam Pfarrer Otto Reich nach Tartlau!

Uns alle, d. h. alle Bewohner von Tartlau beschäftigte nur eine Frage: Wird der neue Pfarrer es schaffen, das gespaltene Dorf wieder zu vereinigen? Wird es ihm gelingen, die Kirchenkinder am Sonntag wieder in das schöne Gotteshaus zu bringen? Und ich will es auch gleich sagen: Es ist ihm in einer wunderbaren Art und Weise und vor allem in einer sehr kurzen Zeit gelungen!

Wie war das möglich, werden sich wohl alle fragen? Es war die Art und Weise, wie er das Wort Gottes predigte. Alle spürten, diese Worte kommen aus einem aufrichtigen und tiefgläubigen Herzen und so fanden sie auch den Weg zu

unsern Herzen. Mit den Lehrern der Schule pflegte er ein herzliches und freundschaftliches Verhältnis, was letztendes doch nur der Schule zugute kam. Er war in der Tat das, was man auf dem Altland als „Vueter“ und seine leider so früh verstorbene Frau, Anni, als „Motte“ bezeichnete. Er gründete mit der Jugend Sing- und Spielgemeinschaften, hielt in den Wintermonaten regelmäßig Leseabende ab, besuchte und tröstete alte und kranke Leute. Sogar sportlich war er tätig, zusammen mit den drei jungen Lehrern und einem Burschen aus dem Dorf errangen sie in Kronstadt hinter der Leichtathletikabteilung den zweiten Platz, trotzdem zwei der jungen Lehrer den 1500 Meter-Lauf nicht mitmachten, weil sie anschließend mit den Kronstädtern um die Landesmeisterschaft kämpfen mußten!

Und dann kam der schreckliche Zweite Weltkrieg. Wie konnte es auch anders sein, Pfarrer Otto Reich zog als Kriegspfarrer an die Front. Auch hier erfüllte er seine Pflicht vorbildlich. Mich z. B. besuchte er in der vordersten Feuerlinie. Dauernd besuchte er die Lazarette und half, wo es nötig war, brachte den Verwundeten Zigaretten, schrieb für diese auch Postkarten an deren Angehörige und sorgte vor allem, daß unsere Verwundeten immer schnell zur Behandlung kamen und hier hörte ich auch wie ein rumänischer Soldat sagte: „Preotul vostru este un inger“! Das sagt wohl genug...

Nach dem Krieg ging er mit seinen Kirchenkindern auch in die Deportation. Schon im Waggon bildete er einen kleinen Chor und unser Wachsoldat, der brave Grigore, kam immer zu uns und bat „singen“. Dafür nahm er uns auf den Bahnhöfen mit Kohlen stehlen, damit wir nicht frieren und beim Essenfassen gab er stets eine größere Anzahl von Leuten an, damit wir zu essen bekommen konnten. Schon die Anwesenheit „ihres“ Pfarrers war für unsere Tartlauer ein großer Trost!

Im Lager haben wir in den ersten zwei Wochen nur gesungen und auf der Bühne im „Club“ Unterhaltung geboten. So kam es denn, daß Otto Reich und ich im Lager arbeiten durften und da kein anderer Platz frei war, wurden wir Schneider. Später tauschten wir dann mit einem Schneider, der im Bad arbeitete und wurden nun Bademeister. Leider konnte Otto Reich nicht lange bleiben, denn ein „guter“ Tartlauer hatte ihn, wie man so zu sagen pflegt „hinausgefressen“ und der arme Otto mußte ins Bergwerk.

Unser Herrgott aber und der deutsche Arzt Dr. Reimer, haben ihm geholfen, so daß er schon am 22. Dezember 1945 mit dem ersten Krankentransport nach Hause durfte. Mit seinem schweren Magenleiden wäre das Bergwerk sein sicherer Tod gewesen.

Zu Hause hat er seine segensreiche Arbeit wieder aufgenommen und sogar in der Schule unterrichtet, da ja Lehrermangel war. Später, nachdem fast alle Deportierten schon zu Hause waren, genau im Jahre 1957, übersiedelte die Familie Reich nach Hermannstadt und wanderten schließlich auch in unser altes Mutterland zurück.

Um unsern lieben Verstorbenen und seine schon vor ihm verstorbene Ehefrau „Anni“, trauern heute außer seinen Kindern: Otto-Karl, Christian (beide ebenfalls Pfarrer), Annemarie (Pfarrersfrau), Gertrud und Renate mit ihren Familien (ein Kind, Hans-Jörg, starb als kleines Kind an den toxischen Masern), an ihrer Seite auch alle ehrlichen Tartlauer, die ihn gekannt haben!

Wir alle wollen unserem lieben Verstorbenen in unseren Herzen ein ehrendes Andenken bewahren und Gott bitten, er möge unserem teuren Toten den wohlverdienten Frieden schenken. Den Angehörigen aber möge er den Trost geben, den wir Menschen nicht geben können.

Stefan Deszö (Lehrte-Arpke)

AUFRUF!

Anläßlich des Heimattages der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl am Pfingstsonntag, dem 7. Juni 1992, rufe ich alle Tartlauer auf, die eine Tracht besitzen oder diese ausleihen können, diese mitzubringen.

Wir beabsichtigen am Festumzug mit einer unserer alten Fahnen mitzumachen.

Euer *Walter Schmidt* (stellvertretender Nachbarvater)

Bundesregierung will Siebenbürger Sachsen bei Integration helfen

Landmannschaft feierte 850jährige Geschichte / Vorsitzender Reissenberger für Einsatz geehrt / Kritik wegen NS-Vergangenheit

Von Kai Brettmann

FRANKFURT A. M., 27. Oktober. Die rund 200 000 aus Rumänien ausgesiedelten Siebenbürger Sachsen sollen „mit allen Kräften“ unterstützt werden, sich sozial und beruflich in der Bundesrepublik integrieren zu können. Diese Zusage machte der Staatssekretär im Bundesinnenministerium und kommissarische Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Horst Waffenschmidt (CDU), am Sonntag in der Frankfurter Paulskirche aus Anlaß der Gedenkfeier „850 Jahre Siebenbürger Sachsen“.

Gleichzeitig betonte Waffenschmidt, daß die Bundesregierung grundsätzlich das Ziel verfolge, „allen Deutschen in ihren angestammten Heimatgebieten ein Verbleiben“ zu ermöglichen. Der Staatssekretär verwies darauf, daß die Bundesregierung ein 200-Millionen-Programm „in Arbeit“ habe, das den deutschen Minderheiten in Osteuropa zugute kommen solle. Diese Politik habe nichts mit Deutschtümelei zu tun, sagte der Ausländerbeauftragte der Bundesregierung. Hier gehe es um Obhutspflicht für „die, weil sie Deutsche waren, schwerstes Schicksal erlitten haben“. Zu einem so verstandenen Minderheitenschutz „wollen wir stehen“, sagte Waffenschmidt im Namen der Bundesregierung.

In seinem Festvortrag kennzeichnete der Tübinger Historiker und gebürtige Siebenbürger, Professor Harald Zimmermann, die Forderung der ausgesiedelten Sachsen so: „Sie wollen nicht mit Asylanten verwechselt werden, deren Begehren man erst prüfen muß. Und sie wollen auch nicht Gäste sein.“ Als Deutsche hätten die Siebenbürger Sachsen die deutsche Geschichte mitgestaltet.

Zimmermann sagte auf der von der Landmannschaft der „Siebenbürger Sachsen in Deutschland“ organisierten Veranstaltung, „Toleranz lernt man in Siebenbürgen besser als anderswo“. Denn bereits vor über 400 Jahren hätte es in dem Karpatenland Glaubens- und Gewissensfreiheit gegeben. Der Historiker fügte hinzu: „Was es heißt, Deutscher zu sein, weiß man besser fern und jenseits aller deutschen Grenzen.“

In seinem Rückblick auf die 850jährige Geschichte der Siebenbürger Sachsen beschäftigte sich Zimmermann ausführlich mit der Frage, „ob wir vielleicht zur falschen Zeit feiern?“ Denn „der Historiker tut sich mit der Datierung schwer“. Er verwies auf schwierige Quellenlage, die mehrere Jubiläumsdaten zulasse. Allerdings kam der Tübinger Professor über das Mittelalter und die Reformationszeit kaum hinaus. Mit Ausnahme des Revolutionsjahres 1848 – und dem Bezug auf die Frankfurter Paulskirche – ließ Zimmermann die neueste Geschichte aus.

Ein anderer Historiker, der nicht in die Paulskirche geladen wurde, hat sich mit der Geschichte der Deutschen in Rumänien zwischen 1936 und 1944 genauer beschäftigt. Der Siebenbürger Johann Böhm – er unterrichtet zur Zeit in Ungarn – schrieb seine Doktorarbeit über das „Nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien“. Böhm, der sich kritisch mit der Landmannschaft auseinandersetzt, sagte kürzlich in einem Rundfunkinterview: „Ich möchte die Maske lüften, die sich die ehemaligen Nazis in den Landmannschaftsführungen nach 1945 vor das entstellte Gesicht gehalten haben.“

Böhm meint damit besonders den seit 1989 amtierenden Vorsitzenden der Landmannschaft, Dankwart Reissenberger. Reissenberger sei „NS-Spitzenjugendjournalist“ in Rumänien gewesen. „Er war verantwortlicher Schriftleiter von ‚Der Führer‘ (Zeitschrift der Hitler-Jugend-Führer-Elite), Verfasser zahlreicher programmatischer NS-Artikel, und er vertrat darin alle klassischen NS-Positionen: Antisemitismus, Rassismus, Kriegshetze, Anti-Kirchen-Hetze“, schreibt Böhm in der „Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik“ (Aprilausgabe). Reissenberger wurde am Sonntag in der Paulskirche mit dem Ehrenteller der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Trein (tr.) aus „Frankfurter Rundschau“ vom 28. 10. 1991

Chance und Aufgabe der Heimatortsgemeinschaften in Deutschland

Die Doppelgesichtigkeit oder Parallellität des siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaftslebens in Deutschland – insofern es ein solches gibt – fällt jedem Beobachter in zunehmendem Maße auf. Einerseits treffen sich Siebenbürger Sachsen in jenen Orts-, Kreis- oder Landesgruppenzusammensetzungen, die sich in den ersten Jahren nach dem Krieg unter den aus Siebenbürgen hierher Verschlagenen zu bilden begonnen hatten. Andererseits drängte es im Laufe der Zeit im Zuge der anwachsenden Aussiedlerzahlen immer mehr von ihnen, sich in der Gemeinschaftsgruppierung zu treffen, die sich einst in den Dörfern, Gemeinden und Städten oder deren Nachbarschaften in Siebenbürgen in historischem Wachstum nach und nach gebildet hatten. Fanden sich in der Not des Heimatverlustes und der Familientrennung der Nachkriegsjahre Siebenbürger Sachsen unabhängig von ihrer Ortsherkunft im Gefühl der Gemeinschaftlichkeit zusammen, so begannen sich das in dem Maße zu ändern, als Aussiedler aus den einzelnen Ortschaften zu so großer Zahl anwuchsen, daß sie es für sinnvoll hielten, außerhalb der landsmannschaftlichen Gruppierungen und außerhalb landsmannschaftlicher Veranstaltungsprogramme zusammenzukommen. Wer sich je bei Anlässen beider Art die Zeit nahm, die Menschen zu beobachten, wird einen Unterschied mit Sicherheit festgestellt haben: die Zusammenkünfte siebenbürgischer Heimatortsgemeinschaften sind zum Unterschied von denen der landsmannschaftlichen Gruppierungen herzlicher, intensiver und zwangloser. Das ist kein Wunder. In generationenlangem Zusammenwachsen bildete sich nicht nur der Ortsdialekt, der sich schon von dem des Nachbardorfes oft sehr erheblich unterscheidet, es bildeten sich auch nicht nur die Verwandtenbeziehungen in der ganzen Ortsgemeinschaft verzweigter Verwurze-

lungen, sondern es bildete sich in Lebensstil und -gefühl, in Verhalten und Befinden jener gemeinsame Sinn heraus, der, ohne vieler Worte zu bedürfen, das eigentliche Wesen einer echten Gemeinschaft ausmacht. In diesem Punkt sind die in Jahrzehnten in Deutschland entstandenen Heimatortsgemeinschaften ohne Zweifel den in der Organisation der Landmannschaft zusammengeführten, um nicht zu sagen: zusammengewürfelten „Gemeinschaften“, die ja nur zufallsbedingt und künstlich zustandekamen, überlegen. Wo die landsmannschaftlich organisierten Orts-, Kreis- oder Landesgruppengemeinschaften ihnen gegenüber im Vorteil sind, das ist die relative räumliche Geschlossenheit, auf der sich diese Organisationsgruppierungen aufbauen. Das heißt, wenn sich die Angehörigen z. B. der Heimatortsgemeinschaft Agnetshausen treffen wollen, müssen sie unter Umständen ebenso aus Hamburg wie aus Berchtesgaden, als Köln wie aus Freiburg anreisen. Wollen hingegen die Mitglieder z. B. der landsmannschaftlichen Kreisgruppe Traunreut zusammenkommen, so ist nur ein kurzer Weg eben in Traunreut zurückzulegen. Daß sich Mitglieder derselben Kreisgruppe nicht selten fremd und zurückhaltend gegenüberstehen, ist überall zu beobachten. Im Gegensatz dazu verhalten sich die Angehörigen einer Heimatortsgemeinschaft untereinander unumwunden spontan und ohne Zwang.

Kenner berichten, daß es bei der Bildung der ersten Heimatortsgemeinschaften in landsmannschaftlichen Gremien Diskussionen darüber gegeben habe, ob sich die Landmannschaft nicht widersetzen solle, weil sich hier eine Art Konkurrenzunternehmen zur Landmannschaft formiere. Erst die Siebenbürgische Zeitung mit ihrer oft eine Seite und mehr zur Verfügung stehenden Einrichtung „Treffen, Treffen, Treffen...“ verhalf den HOG

zum breiten Durchbruch in der sächsischen Öffentlichkeit. Und nun stellte sich auch bald heraus, daß es nicht nur das Bedürfnis nach geselligem familiären Treffen war, was die ehemaligen Großscheuerner, Zeidener, Jaader oder Wolkendorfer zusammentrieb. Denn das Erwachen des Verantwortungsgefühls für das Kulturerbe des einstigen Heimatortes, die Bereitschaft, den noch dort Lebenden in ungezählten Formen zu helfen, dazu die Ortsgeschichte aufzuzeichnen usw.: dies alles ließ die Heimatortsgemeinschaften nach und nach zu einer Form intensiverer und lebendigerer Aktivität kommen, als die landsmannschaftliche Orts- oder Kreisgruppe es von ihrer Anlage und Absicht her vermochte und vermag. Sieht man sich in der Summe der Leistungen in den oben angesprochenen Tätigkeitsbereichen an, so kommt man um die Feststellung nicht herum, daß die Heimatortsgemeinschaften mit Abstand leistungsstärker sind. Schon allein die hohe Anzahl von Mitteilungsblättern in publizistischer Aufmachung belegt dies.

Natürlich ergab sich die landsmannschaftliche Organisationsstruktur seinerzeit aus der allgemeinen Lage heraus, in der sich Siebenbürger Sachsen in Deutschland befanden; und es war und ist sinnvoll, sie beizubehalten. Dies schon nur deswegen, weil die landsmannschaftliche Organisations-Großform in (West)-Deutschland auch juristisch als e.V. zu einem Gesellschaftsbegriff und politisch als solcher zur Kenntnis genommen wurde, wenn sich auch bis heute viel Ablehnung in der deutschen Öffentlichkeit gegen sie wandte und wendet; da sind die Heimatortsgemeinschaften hingegen völlig unbelastet. Doch bei allen Bemühungen der landsmannschaftlichen Verantwortlichen glückte es bis heute nicht, die „Landsmannschaft“ dem

einzelnen Siebenbürger Sachsen als „westliche Fortsetzung der ehemaligen sächsischen Volksgemeinschaft“ bewußt zu machen, wie es einmal formuliert wurde.

Das ist schon an der relativ kleinen Zahl der Landsmannschafts-Mitglieder im Vergleich zur Gesamtsumme der in Deutschland lebenden Sachsen abzulesen. Zu sehr ist in Bewußtsein und Gefühl der Masse der Siebenbürger Sachsen einst gelebtes Gemeinschaftsdasein an den geschichtlichen Raum der Landschaft, des Ortsbildes und des Umfeldes in Siebenbürgen gebunden, als daß ein e.V. („eingeschriebener Verein“) es ersetzen könnte. Ein lebendiger Rest davon kann nur in den Heimatortsgemeinschaften weiterbestehen. So fällt, alles in allem, der Vereinsorganisation der Landsmannschaft weitgehend die Aufgabe der Präsenz im öffentlichen Leben zu. Die Heimatortsgemeinschaften aber werden als Zellen sächsischen Lebens, solange es solches noch geben mag, dessen eigentliche Träger sein: der Pulsschlag, der Atem unserer kleinen Gemeinschaft. Sie werden es sein, die auch die lebendige Bindung zu den in Siebenbürgen gebliebenen Landsleuten darstellen. Nach der Befreiung Siebenbürgens vom Kommunismus – dies muß uns allen klar werden – haben die Heimatortsgemeinschaften an Gewicht gewonnen. Ihr Selbstbewußtsein, das sich aus dieser Erkenntnis heraus nach und nach mehr einstellt, ist unübersehbar und ist vor allem legitim. So sind sie denn auch aufgerufen, Chance und Aufgabe zu erkennen, vor denen sie in der nachrevolutionären Epoche stehen.

*Michael Trein
Bundesreferat für die Heimatortsgemeinschaften*

Was sind Kulturgüter?

Das Kronstädter Kreisamt für Kulturgut mit dem Sitz in der Bălcescu-Straße Nummer 67 ist der sächsischen Bevölkerung vor allem dadurch bekannt, daß da eine Fachkommission die Gutachten für die Ausfuhr von Gegenständen mit kulturhistorischer Bedeutung ausstellt. Diese Begutachtungstätigkeit ist aber laut dem Leiter dieses Amtes, dem Archäologen STELIAN COŞULEŢ (40), gerade derjenige Teil ihrer Arbeit, der wenig Freude bereitet. Eigentlich besteht die Hauptaufgabe dieses Amtes in der Forschungsarbeit sowie in der Konservierungs- und Restaurierungsarbeit. Ebenfalls wird an der Bestandsaufnahme der Güter mit kulturhistorischem Wert gearbeitet.

Die Auswanderungswelle der letzten Jahre machte es erforderlich, daß dieses Amt die erwähnten Gutachten ausstellen mußte, um eine „kulturelle Hinterziehung“ zu verhindern. Herr Coşuleţ wiederholt immer wieder, daß es nicht Geiz oder Böswilligkeit ist, wenn die Ausfuhr mancher Gegenstände nicht genehmigt wird. Sein Standpunkt ist folgender: „Ich verstehe die Argumente der Betroffenen, aber als Fachmann kann ich mein Einverständnis nicht geben, daß kulturhistorische Werte ins Ausland gelangen. Diese dürfen nicht verlorengehen, weil sie für diejenigen, die hier bleiben, noch mehr an Bedeutung gewinnen.“ Solche Gegenstände können an Museen oder Privatpersonen gespendet oder verkauft werden. Der Staat beschlagnahmt sie nicht, sondern verbietet nur ihre Ausfuhr.

Die Aufgabe der Kommission ist es, zu bestimmen, welche Kulturgüter das Land endgültig verlassen können und welche nicht. Es gibt keine allgemeine Regeln; jeder Fall muß einzeln behandelt werden. Vor Dezember '89 waren die Regelungen sehr restriktiv. Alles, was vor 1950 hergestellt wurde, mußte untersucht werden. Heute gelangen, im allgemeinen, die Erzeugnisse die älter als hundert Jahre sind, vor die Kommission. Es gibt aber auch Ausnahmen: Ein Mercedes-Wagen, Baujahr 1925, konnte nicht ausgeführt werden, weil er eben eine Rarität ist, ebenso ein Automobil der Marke Duschenberg, von dem angeblich in der ganzen Welt nur noch fünf Stück vorhanden sind. Für das Begutachten von Gegenständen, die schwerverfrachtbar sind, z. B. Möbel, große Teppiche, begibt sich die Kommission auch zum Wohnort des Antragstellers. Dieser muß aber für die Transportkosten der Kommission aufkommen. Wenn das Gutachten der Kommission innerhalb einer Woche ausgestellt werden soll, so kommt noch ein Dringlichkeitszuschlag von 50 Prozent hinzu. Dienstag und Freitag begibt sich die Kommission zu den Wohnorten der Antragsteller. Ansonsten arbeitet sie beim Sitz des

Amtes (im ersten Stockwerk) täglich (außer Samstag) von 9 bis 12 Uhr. Nach 12 Uhr werden die Gutachten ausgestellt. Für Kunstgegenstände (Gemälde, Ikonen, Skulpturen, Gewebe) müssen auch zwei Fotos, Format 9/12, beigelegt werden. Das Gutachten des Amtes für Kulturgut ist auch für folgende Gegenstände notwendig: Uhren, Musikinstrumente, Gobelins, Kunstgewerbeartikel und sogar Industrieerzeugnisse, wenn sie Seltenheitswert haben. Bei den Uhren haben Kunstuhren und die Uhren, die in Kleinserien hergestellt wurden bis zu 5 000 Stück, wenig Chancen, das Gutachten zu erhalten.

Seit kurzem gibt es auch neue Bestimmungen betreffend die zeitweilige Ausfuhr von Objekten, die als Kulturgüter betrachtet werden können (z. B. Volkstrachten, Musikinstrumente, alte Haushaltsgeräte u. a.). Schulen, Blasmusikgruppen, andere Veranstalter von Ausstellungen oder Tourneen im Ausland müssen ein Gesuch mit der Liste dieser Gegenstände beim Amt für Kulturgut vorlegen, um das Gutachten zu erhalten, das in diesem Fall unentgeltlich erteilt wird.

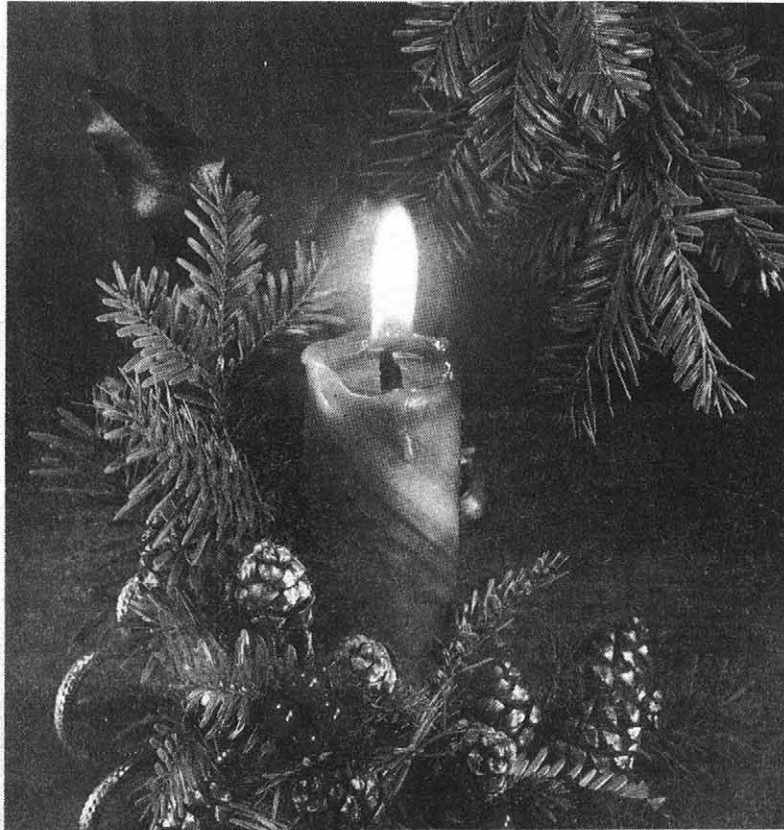
Die Normen, nach denen die Kommission arbeitet, werden jährlich erneuert und dem Bestand an vorhandenen Kulturgütern angepaßt. Herr Coşuleţ kann aus seinen Erfahrungen vorwiegend Positives berichten. Die meisten Auswanderer kennen die Bestimmungen und halten sie auch ein. Viele reisen nur mit dem Notwendigsten ab und haben Sorgen ganz anderer Natur. Erst einige Jahre später geben sie sich Rechenschaft, daß ihnen manches fehlt, was sie an ihre Kindheit oder ihre Vorfahren erinnert. Das, was aber von den Experten als besonders wertvoll eingeschätzt wird, kann nicht ausgeführt werden, obwohl es sich ja gewöhnlich um Familienerinnerungen handelt, die in Privatbesitz sind. Die offizielle Begründung lautet: wenn schon eine Kultur (in diesem Fall die siebenbürgisch-sächsische) nicht bewahrt werden kann, weil ihre Vertreter auswandern, so sollen wenigstens die Zeugnisse dieser Kultur sichergestellt werden. Ralf Sudrigan

Trein (tr.) aus „Karpaten Rundschau“, Mai 1991

Mitteilung

Auf die vielen Bestellungen und wiederholten schriftlichen Anfragen wegen der Videocassette, die anlässlich der „750-Jahrfeier in Tartlau“ aufgenommen wurde, darf ich weiterhin um Geduld bitten. Die Videocassette wurde mir von Pfarrer Orendi noch immer nicht übergeben.

Trein (tr.)



*So hell erstrahlt das Weihnachtslicht im Dunkel unserer Zeit.
Wie Morgenglanz hervor es bricht und füllt das Herz mit Zuversicht,
mit Trost der Ewigkeit.*

Käte Walter

*Frohe Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr
wünscht der Vorstand allen Tartlauern hier und in der alten Heimat
und Lesern des „Das Tartlauer Wort“!*

Deine Mitglieds-Nummer:

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Verantwortlich: Michael Trein, Im Feldle 22, 7180 Crailsheim, Telefon (079 51) 69 30.

Beitragszahlungen und Spenden an: 9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) Kto.-Nr. 69 503-705.

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim.